



B.K. BORISON

ROMAN

LOVE ME
TO DEATH

HarperCollins

B. K. Borison

Love Me to Death

Roman

*Aus dem amerikanischen Englisch
von Michaela Link*

HarperCollins

Die Originalausgabe erschien 2026 unter dem Titel *Grim Tidings*
bei HarperCollins Publishers, New York.

1. Auflage 2026
© 2026 by B. K. Borison
Deutsche Erstausgabe
© 2026 für die deutschsprachige Ausgabe
HarperCollins in der
Verlagsgruppe HarperCollins Deutschland GmbH
Valentinskamp 24 · 20354 Hamburg
produktsicherheit@harpercollins.de
Gesetzt aus der Adobe Garamond
von GGP Media GmbH, Pößneck
Druck und Bindung von CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
978-3-365-01497-4
www.harpercollins.de

*Jegliche nicht autorisierte Verwendung dieser Publikation zum Training
generativer Technologien der künstlichen Intelligenz (KI) ist ausdrücklich verboten.
Die Rechte der Urheberinnen, Urheber und des Verlags bleiben davon unberührt.*

Für jene, die sich in den Schatten gefangen fühlen.

Kapitel 1

Darcy

Ich starb im Alter von siebenundzwanzig an einem sonnigen Dienstag im März.

Unter meinem Fenster hörte ich die Hummeln summen: Sie tanzten durch die Lavendelzweige, die dort in kleinen Plastiktöpfen wuchsen. Ich weiß noch, wie grausam ich es fand, zu hören, wie das Leben weiterlief, während sich meins dem Ende näherte.

Kratzige Laken. Wunde Kehle. Ein Schmerz wie ein Keil unter meinem Brustkorb strahlte aus, bis ich nichts anderes mehr kannte als Schmerz. Den größten Teil meines Lebens hatte ich in Krankenhausbetten verbracht, aber diesmal konnte ich den Unterschied spüren. Also hielt ich mein Gesicht in den einzigen Sonnenstrahl, der seinen Weg durch die üblichen Krankenhausvorhänge fand, und stieß einen letzten, rasselnden Atemzug aus.

Ich dachte, der Tod würde meinem Leiden ein Ende setzen.

Von wegen.

»Darf ich sie anfassen?«

»Nein.«

Hinter mir gibt Brad einen Laut von sich – irgendwo zwischen genervt und erheitert. Für ihn bin ich ein süßes Kätzchen ohne Krallen, das durch die Zähne zischt.

Ich versuche, meine Stirn noch stärker in Falten zu legen.

»Ich will sie nicht behalten«, sagt er. »Ich möchte sie nur anfassen.«

»Und ich habe Nein gesagt.« Ich mustere den halb abgelösten Sticker auf meiner Wasserflasche: ein lächelndes Gesicht mit einem schwungvollen Schriftzug darunter.

Good Vibes Only. Irgendjemand hat ihn wahrscheinlich bei einem Meeting als Witz draufgeklebt.

Brad rutscht näher heran, merkt dabei nicht, dass ich versuche, ein wenig von ihm wegzurücken. Ich bin sonst so gut wie nie auf dieser Seite der Abteilung, aber seit fast einem Monat hat sich niemand mehr die Mühe gemacht, den Filter an meinem Lieblingswasserspender auszutauschen.

»Du weißt, dass wir nicht unbedingt auf unseren Flüssigkeitshaushalt zu achten brauchen?«

»Nur weil wir etwas nicht tun müssen, heißt das nicht, dass wir es nicht tun sollten.«

Es ist mir schwergefallen, meine sterblichen Angewohnheiten loszulassen. Auch vierzig Jahre später trinke ich noch immer mein Wasser. Ich esse noch immer einen Donut zum Frühstück und rauche nach dem Abendessen gelegentlich eine Zigarette. Ich halte gern an diesen einfachen Dingen fest. Sie vermitteln mir das Gefühl, ein Mensch zu sein, was ich seit sehr, sehr langer Zeit nicht mehr gewesen bin.

»Das ergibt keinen Sinn.« Brad lacht. »Rein formal sind wir tot. Tote Körper brauchen kein Wasser.«

»Hier geht es nicht um Spitzfindigkeiten«, murmele ich leise und verstehe nicht, warum ich mich noch immer mit diesem Idioten abgebe. Ich bin jetzt schon spät dran, und mein Geduldsfaden ist kurz vor dem Zerreißen. »Wir sind tatsächlich tot.«

»Richtig. Schnitterstatus. Die Besten der Besten.« Eine Faust erscheint am Rand meines Gesichtsfeldes. Ich denke, er wartet darauf, dass ich ... mit meiner antworte.

Ich ignoriere ihn.

»Du bist noch kein Schnitter. Rein formal« – ich presse die beiden Wörter zwischen den Zähnen hervor, und mein Frust entlädt sich in einer heftigen Dosis Sarkasmus – »bist du immer noch ein Fährmann.«

So fangen alle Schnitter an, wenn sie in die Abteilung für Heimsuchungen und Geister eintreten: als Transportbeauftragte, die die Seelen von einem Ufer zum anderen befördern. Den Neuen soll das ein besse-

res Verständnis von der Zerbrechlichkeit des Menschen vermitteln oder so ähnlich, aber ich glaube nicht, dass das bei Brad angekommen ist.

Brad und sein pastellfarbenes Poloshirt mit dem hinten hochgeschlagenen Kragen.

Ich glaube nicht, dass jemals irgendetwas bei Brad angekommen ist.

»So eine idiotische Regel.« Er lehnt sich mit der Schulter an die Wand neben dem Wasserspender und drängt mich in die Enge. »Aber ich wette, ich krieg schon bald meine Klinge. Und dann ziehen wir zusammen los.«

Großartig. Das hat mir gerade noch gefehlt – mit Brad gemeinsam loszuziehen: er mit einer Sense bewaffnet hinter mir herlaufend wie ein Welp.

»Sensenleute arbeiten allein«, erkläre ich ihm.

Er nähert sich mir langsam und streckt die Finger nach meinem dunklen Gewand aus. Er zupft ein wenig daran, dann beißt er sich auf die Lippen und schaut durch seine Wimpern hindurch zu mir auf. »Aber sie müssen es nicht, oder?«

Ich greife nach meinem Gewand und reiße es ihm aus der Hand. »Mir ist es so lieber.«

Sein Lächeln erstirbt.

»Okay, ich hab's kapiert. Darcy zieht es vor, allein zu arbeiten.« Er sieht mich übertrieben schmollend an. »Darcy braucht keine Hilfe, wenn sie ihre Allmacht walten lässt und die Ernte einfährt.«

»Ich bin nicht allmächtig.«

Weit davon entfernt, halte ich mich gerade so über Wasser, in der Hoffnung, dass niemand das mitbekommt.

Während die meisten Seelen ins Jenseits übersetzen, werden einige für eine Anstellung hier in der Abteilung für Heimsuchungen und Geister zurückbehalten. Mir hat man das Büro der *Sensenleute* zugewiesen, aber es gibt noch weitere Büros: *Poltergeister*, *Weihnachtsgeister*, *Besitzergreifungen* und *Cupidos*. Ich kenne nicht einmal alle, die sich unter dem Dach unserer Abteilung befinden.

Manche Geister glauben, es seien unerledigte Angelegenheiten, die sie an diesem Ort halten, während andere meinen, sie müssten sich hier der finalen Prüfung unterziehen, bevor es weitergeht.

Ich denke, wenn sich niemand die Mühe macht, den Wasserfilter regelmäßig auszuwechseln, besteht nicht viel Hoffnung auf irgendeinen großartigen Plan. Wir werden als billige Arbeitskräfte ausgenutzt. Leibeigene, deren unsterbliche Seelen in diesem bürokratischen Jenseits als Schreibtischtäter verklärt werden. Ich weiß nicht, was ich erwartet habe, was nach meinem Tod passieren würde – sicher ist nur, dass es nicht das hier war: ein Büro mit übergrellen Leuchtstoffröhren, inkompetenten Kollegen und einem Stapel überfälligem Papierkram auf der Kante des Schreibtischs, an dem ich nie sitze.

»Findest du nicht auch, dass es hier schon hart genug ist?« Der Ausdruck auf Brads Gesicht verändert sich. Unter dem Charme des braven Jungen zeichnet sich ein Anflug von Trotz ab. »Gegen den Wunsch nach ein wenig Gesellschaft ist doch nichts einzuwenden.«

Ich spüre das Zögern zwischen meinen Schulterblättern. Ich denke daran, wie es war, als ich damals angekommen bin. Monatelang war ich an ein Bett gefesselt, dessen Laken nach Desinfektionsmittel rochen. Wie ein Messer ging der Schmerz durch mich hindurch – und dann ... nichts. Eine Frau mit einem freundlichen Lächeln schwebte über mir und hielt meine Hände.

»Bist du bereit, jetzt zu gehen, Liebes?«, fragte sie.

»Ja«, flüsterte ich. »Bitte.«

Und dann waren wir hier. Standen in einem leeren, von lauter Türen gesäumten Gang. Sie mit ihrem schwarzen Umhang über den Schultern und ich immer noch in meinem Krankenhaushemd.

Jene ersten Wochen im Jenseits waren berauschend. Ich dachte, es sei eine zweite Chance. Ein neues Leben ohne Schmerzen.

Aber es war überhaupt kein Leben. Es war ein Trick. Eine Illusion.

Die Einsamkeit setzte hart und schnell ein, ein hohler Schmerz, in meine Brust gemeißelt. Ich weiß, wie es ist, sich nach mehr zu sehnen.

»Es tut mir leid«, sage ich zu Brad. »Du hast recht. Es ist einsam. Doch die Sache ist die ... Ich glaube, ich bin überarbeitet.«

Er schöpft wieder Mut, und sein Lächeln kehrt zurück. »Vielleicht solltest du mal eine Pause machen. Ein wenig Spaß haben.«

Ich bemühe mich um einen neutralen Gesichtsausdruck. »Vielleicht.«

Wo kann man Spaß haben? Nicht in diesem Büro, so viel steht jedenfalls fest. Es heißt, dass die Seelen derjenigen, die Schnitter werden, über das größte Potenzial an Dunkelheit verfügen. Dass ich kein Mitspracherecht hatte, was meinen Bestimmungsort angeht, spielt keine Rolle – ich werde im Büro behandelt wie die Wiederkehr der Beulenpest. Noch nie habe ich an einem der gemeinsamen Büroessen teilgenommen, und auch vom Bücherclub für Böse Geister hatte ich nie eine Einladung im Briefkasten.

»Vielleicht ...« Brad rutscht näher heran, zieht das Wort in die Länge und versucht, schüchtern zu wirken, bringt aber nur den Eindruck einer Verstopfung zustande. »... könnten wir zusammen Spaß haben.«

Ich reckte das Kinn hoch, darauf bedacht, den Abstand zwischen uns zu wahren. »Bei uns im Büro gibt es eine Regel, die Beziehungen unter Kollegen verbietet.«

»Ach ja?«

Ich weiß es nicht. Aber wenn es keine solche Regel gibt, werde ich sie vorschlagen. Ich mag einsam sein, aber ich habe nicht die Absicht, Trost in den Armen des bonbonfarbenen Brad zu suchen. Im Gegensatz zu mir sind meine Ansprüche noch nicht gestorben.

»Ich sollte mich langsam auf den Weg machen«, sage ich ausweichend. »Ich bin schon spät dran für die Zuteilung der Aufträge.«

In Brads Augen lodert Interesse auf. »Die ist heute?«

Er wirkt viel zu eifrig bei dem Gedanken an das, was im Grunde das Ende des Lebens eines weiteren Menschen bedeutet. Ich bringe ein gepresstes Lächeln zustande und mache Anstalten, mich um ihn herumzuschieben und zur Tür zu gehen. »Jepp.«

»Darf ich mitkommen?«

»Nur Schnitter dürfen vor dem Baum stehen.«

»Ich werde es nicht verraten.« Er schlägt ein Kreuz über seinem Herzen und bleibt dicht in meiner Nähe. »Ich schwöre es.«

»Es spielt keine Rolle. Der Baum würde es wissen.«

Es gibt strenge Regeln. Um meinen Auftrag zu erhalten, muss ich vor der mächtigen Eibe erscheinen. Das Ganze ist privat und ... heikel.

Nur ein einziger Geist darf jeweils den Raum betreten, lediglich dann gewährt der Baum eine Seele, die der Geist holen darf.

»Ich kann leise sein«, beharrt Brad.

»Nein.«

»Ich kann ...«

»Nein«, wiederhole ich, diesmal schärfer.

Ich hätte ihn schon vorher in seine Schranken weisen müssen. Jetzt stapft er hinter mir her wie ein liebeskranker Welpe und stellt dauernd blöde Fragen.

Nächstes Mal werde ich den Wasserfilter allein auswechseln.

Die Tür zum Pausenraum schwingt auf, und ein kleiner blonder Schopf erscheint. Vor lauter Dankbarkeit kommen mir fast die Tränen. Aelias Blick wandert zwischen Brad und mir hin und her, und ihr linker Mundwinkel hebt sich zu einem wissenden Lächeln. Sie ertrinkt förmlich in ihrem tiefschwarzen Gewand und versucht erfolglos, ihre Ärmel hochzuschieben, die sofort wieder herunterfallen. Durch die hochgezogene Kapuze ist ihr junges Gesicht in Schatten gehüllt.

»Alles okay hier drin?«

»Alles bestens«, murmele ich und nutze die Gelegenheit, mich von Brad loszureißen. Ich rücke meine Sense und meine Tasche zurecht und überzeuge mich davon, dass alles ordentlich sitzt. »Bist du auf dem Weg zum Auftragsraum?«

Sie nickt, dann formt sie mit ihrem Kaugummi eine pinkfarbene Blase, die den größten Teil ihres Gesichts verdeckt – bevor sie sie mit einem Grinsen in ihren Mund zurücksaugt. Aelia ist zu der Abteilung gekommen, als sie acht Jahre alt war, und einer der wenigen Geister, denen gestattet wurde, die vorgeschriebene Ausbildung zur Fährfrau zu überspringen. Ihre Sense, die mit einem dicken Ledergürtel auf ihrem Rücken festgebunden ist, überragt sie.

Sie ist klein, entzückend und durch und durch furchteinflößend.

»Ich habe den Termin nach dir«, berichtet sie. »Und du bist spät dran.«

Ich greife mit beiden Händen nach dem Rettungsanker. »Ja«, sage ich. »Ja, das stimmt.«

»Dann sieh zu, dass nicht auch ich mich deinetwegen noch verspäte.« Sie deutet mit dem Kopf in Richtung Flur. »Ich werde mich nicht bestrafen lassen, weil ihr zwei im Pausenraum rummacht.«

»Ja, natürlich.« Ich schlüpfe zur Tür hinaus und hake mich schnell bei ihr unter.

Brad ruft ein paar Abschiedsworte, aber ich winke ab, und meine Schritte werden länger. Aelia kichert leise und passt sich gleich meinem Tempo an.

»Ich kann nicht glauben, dass dieser Typ den Schnittern zugeteilt wurde.« Sie schnaubt. »Was für ein Idiot.«

»Ich weiß«, murmele ich. »Als er aufgetaucht ist, dachte ich auch zuerst, das sei ein Irrtum.«

Sie zieht ihre Kapuze herunter und wirft mir aus dem Augenwinkel einen Blick zu. Ihr Haar ist zu zwei ordentlichen Zöpfen geflochten und an den Spitzen mit hellrosafarbenen Scrunchies zugebunden. Sie sieht aus, als wäre sie auf dem Weg zum Spielplatz und nicht zum Auftragsraum, um Seelen für das Jenseits einzusammeln.

»Du darfst diesen Gedanken aussprechen.« Sie hebt die Hand und klopft mit den Knöcheln an meine Schläfe. »Gideon lauert nicht gleich um die Ecke, um dir wegen Ungehorsams eins überzubraten.«

»Dazu müsste Gideon tatsächlich um die Ecke *sein*.« Der Leiter der Abteilung Schnitter bevorzugt einen distanzierten Führungsstil. Seit mehr als zweihundert Jahren wurde er nicht mehr im Büro gesichtet.

Aelia feixt. »Außerdem darfst auch du ein wenig Farbe tragen.«

Ich schaue auf mein elegantes schwarzes Gewand hinunter. Mit meinen einsfünfundsechzig passt mir mein Gewand viel besser als Aelia ihres. »Das ist die Uniform. Wir tragen das gleiche Kleidungsstück.«

Gekränkt bleibt sie mitten im Flur stehen. »Wir tragen *nicht* das gleiche Kleidungsstück.« Sie reißt ihr Gewand mit einer schwungvollen Geste auf. »Ich habe keine Angst vor ein bisschen Glitzer.«

Ich starre auf besagten Glitzer. Unter ihrer Uniform trägt sie einen pinkfarbenen Pulli, auf dem ein funkelnder Regenbogen prangt. Der Pulli steckt in einem leuchtend babyblauen Tutu, an dessen Rändern es noch mehr funkelt.

Wen auch immer sie heute Nacht holen mag – er darf sich auf etwas freuen.

Sie schließt ihr Gewand mit einer ruckartigen Bewegung und geht weiter den Flur entlang.

»Lass mich raten«, ruft sie über die Schulter, »du trägst einen schwarzen Rock, schwarze Leggings und einen schwarzen Rollkragenpulli.«

Ich schaue auf den Ausschnitt meines Gewandes, nur um mich davon zu überzeugen, dass es nicht offen ist. »Es ist ein Pulli mit U-Boot-Ausschnitt.« Ich eile hinter ihr her. »Und er ist schiefergrau.«

»Schiefergrau«, murmelt sie kopfschüttelnd. Sie biegt in einen Flur ein, dann in einen weiteren. Der Auftragsraum liegt versteckt in der Mitte eines Labyrinths. An keiner der Türen, die wir passieren, befindet sich ein Schild, und alle sind in derselben weißen Hausfarbe gestrichen. Ich bin davon überzeugt, dass das Design Absicht ist.

»Was wollte Bard denn?«, fragt sie, während ich damit beschäftigt bin, Schritte zu zählen, und versuche, mich daran zu erinnern, wo ich bin.

»Er heißt Brian«, antworte ich geistesabwesend.

»Wie auch immer.« Sie presst die Lippen aufeinander. »Hat er wieder versucht, deine Sense anzufassen?«

Ich drücke besagte Sense fester an mich. »Es ist schon auffällig, wie sehr er sich für die Details interessiert, wie man Schnitter wird. Er hat gesagt, er will mit mir in den Auftragsraum kommen.«

Aelia bleibt stehen, und um ein Haar pflüge ich ihren winzigen Körper um. »Das hat er dich gefragt?«

»Ja.«

Argwöhnisch kneift sie die Augen zusammen. »Ich traue ihm nicht.«

»Ich weiß. Deshalb gehe ich nicht in den Pausenraum.«

Vor uns, am Ende des Flurs, ragt die Tür zum Auftragsraum auf. Meine Brust schnürt sich zusammen. *Ich will das nicht tun*, denke ich erschöpft, und die Klinge über meiner Schulter fühlt sich an, als sei sie tausend Pfund schwer. *Ich habe den Tod so satt*.

»Wie lange ist er schon Fährmann? Seit einem Monat?«, spottet Aelia. »Einen Monat. Und er denkt, er kann vor den Baum treten.«

»Du bist an deinem ersten Tag vor den Baum getreten.«

»Tja.« Sie inspiziert ihre Nägel. Sie sind in einem Pastellrosaton lackiert, und auf jedem zweiten Fingernagel prangt ein Blumensticker.
»Ich bin etwas Besonderes.«

Ich stoße ein schnaubendes Lachen aus. »Das bist du allerdings.«

Wir bleiben vor der letzten unbeschilderten Tür stehen. Links und rechts davon an der Wand sind zwei kunstvolle Fackelhalter angebracht, über denen identische Flammen brennen, die niemals erlöschen. Die Türklinke ist aus poliertem Messing und hat die Form einer Sense. Ich starre darauf, mir im Klaren darüber, dass ich bereits in dem Raum sein sollte.

Aber ich zögere.

Aelia legt den Kopf in den Nacken und wirft mir einen neugierigen Blick zu. »Was ist los mit dir?«

Ich erwäge zu lügen, aber Aelia hat mich schon immer mühelos durchschaut. »Ich weiß es nicht.«

Ich weiß nicht, wie ich dieses kribbelige, unbehagliche Gefühl beschreiben soll, das durch meine Adern kriecht: ein Ziehen tief im Nacken. Es ist, als hätte ich etwas verlegt, als sei da eine Sache, an die ich mich erinnern sollte.

»Hast du jemals ...« Ich halte inne und versuche, meine Gedanken zu sortieren.

»Was?«, blafft sie, ungeduldig wie immer.

»Hast du diese Arbeit jemals satt?«, erkundige ich mich vorsichtig, während ich an dem Faden zupfe, der sich um meine hartnäckigsten Gedanken schlingt. »Wünschst du dir jemals ... du wärst in einem anderen Büro?«

Aelia blinzelt mich an. Hellblaue Augen in einem perfekten Engels Gesicht, mit dem Wissen von tausend Leben, das durch ihren winzigen Körper strömt. »Unsere Arbeit ist die wichtigste der ganzen Abteilung«, sagt sie.

Ja. Die Enttäuschung sackt in meine Eingeweide. Worauf hatte ich auch gehofft? »Ja, natürlich. Das weiß ich.«

»Wir sind die mächtigsten Wesen überhaupt, die existieren«, fährt sie fort, und in ihrer jungen Stimme schwingt eine gewisse Endgültig-

keit mit. »Denn wir verkörpern den *Tod*, Darcy. Das dürfen wir nicht auf die leichte Schulter nehmen.«

Aber ich *will* es auf die leichte Schulter nehmen. Ich habe diese Untergangsstimmung und die Tränen und das Feilschen so satt. Ich will nicht in den letzten Augenblicken anwesend sein. Ich will – die in der Mitte: faule Vormittage im Bett, tassenweise kalten Kaffee; Blumen in voller Blüte und verschmierten Lippenstift am Glasrand; eine einsame Kerze, die schief aus der Buttercremeglasur ragt; Handtücher, frisch aus dem Trockner, und Reklame unter dem Türspalt.

Meine ganze Existenz dreht sich um das Ende – ich will den Anfang zurück.

Aber eine Schnitterin, die den Tod satthat? Das klingt wie ein schlechter Scherz.

Aelia strafft sich, und ihr Gesicht leuchtet auf. »Weißt du, was du brauchst?«

Wahrscheinlich Urlaub. Vielleicht auf einer dieser Detox-Farmen. Ganz sicher, dass alle endlich aufhören, mir zu sagen, was ich brauche. Die Flammen zu beiden Seiten der Tür lodern auf und beruhigen sich wieder, als könnten sie meine Stimmung spüren.

Ich kneife die Augen zusammen und versuche, meine Gedanken auf ein neutrales Thema zu lenken. Nur für den Fall der Fälle.

»Du musst ein wenig Farbe tragen. Etwas Interessantes. Nur weil wir der fleischgewordene Tod sind, müssen wir nicht so aussehen. Lebe ein wenig!« Sie schnippt mit den Fingern. »Weißt du was? Lass uns in diese kleine Boutique neben deinem Haus gehen. Als ich dich das letzte Mal besuchte, habe ich mir dort total niedliche Erdbeerohrringe gekauft.«

Mitarbeiter der Abteilung dürfen in ihrer Freizeit in einem Haus ihrer Wahl spuken, solange es abseits der ausgetretenen Pfade Sterblicher liegt. Ich habe mir ein kleines Cottage an der Küste von Maine ausgesucht. Zerklüftete Felsen und blaugraues Wasser. Sonnenuntergänge, die den Himmel mit allen möglichen Farben überziehen. Aber manchmal, wenn ich durch die leeren Zimmer in meinem leeren Haus schweife, fühle ich mich dort noch einsamer als irgendwo sonst.

»Das letzte Mal hast du mich 1968 besucht«, bemerke ich.

»Und die Ohrringe habe ich immer noch.«
»Ja, hm, dieses Geschäft ist jetzt eine Weinbar.«
»Ohne Scheiß?«

Ich nicke. »Hat '92 dichtgemacht und ein paar Jahre leer gestanden, bevor eine Familie es gekauft hat. Sie machen dort ziemlich gute Burritos.«

»Was um alles in der Welt ist ein Scheißburrito?«

Ich werde mich nie an diese Kraftausdrücke gewöhnen, die immer wieder aus ihrem zarten Körper hervorbrechen.

»Es ist ein gerollter Fladen, der mit ...«

Ihre Augen werden glasig.

»Vergiss es.« Ich zeige auf die Tür. »Ich sollte da jetzt reingehen.«

»Ja, solltest du. Wie viel bist du schon zu spät? Zwanzig Minuten?« Sie dreht das Handgelenk und schaut auf ihre Armbanduhr. Die Uhr hat die Form einer Jelly Bean, das Armband ist mit Edelsteinen besetzt. »Ich würde meinen Auftrag gern noch in diesem Jahrhundert erledigen – dankeee.«

Ihre kleine Hand presst sich zwischen meine Schulterblätter und schiebt mich Richtung Tür. Ich greife nach der Klinke, um mich festzuhalten, falle aber durch die Öffnung direkt in den Raum. Das Letzte, was ich sehe, bevor die Tür hinter mir zuschlägt, ist Aelia, die eine weitere verdammte Kaugummiblaste formt.

Stöhnend rappele ich mich auf und versuche, meine übrig gebliebene Würde zusammenzukratzen.

»Tut mir leid, dass ich mich verspätet habe«, sage ich zu dem gewaltigen Baum in der Mitte des Raumes. Die Blätter über meinem Kopf rascheln als Antwort, und ich lächle. Der Auftragsraum ist weniger ein Raum denn ... ein gewaltiges Atrium aus Glas, in das durch die oberen Fenster Licht hereinfällt. Es scheint, als hätte sich der Baum seinen Weg nach oben mit Gewalt gebahnt, denn die Bodenfliesen sind voller Risse und sein breiter Stamm in drei Säulen geteilt. Die Äste greifen weit aus, und ihre knorrigen Finger berühren fast die beiden Enden des Zimmers.

Der Baum ist wunderschön, wenn auch regelrecht einschüchternd – eine uralte Kreatur, in deren Rinde die Ewigkeit eingeschrieben ist.

»Ich hatte ein paar Probleme«, gestehe ich leise. Ich streiche mit einer Hand über die Vorderseite meines Gewandes und greife in die Tasche, in der ich einen zusammengefalteten, abgenutzten Zettel aufbewahre. Ich höre das Papier knistern und spüre den Phantomschmerz eines halb gelebten Lebens. »Du hast nicht zufällig einen einfachen Auftrag für mich?«

Schweigen.

»Ich verstehe.« Verärgert über mich selbst finde ich schließlich den Teil des Baumes, wo eine Traube leuchtend roter Beeren zwischen den Blättern hervorlugt. Die Beeren sind alle klein und rund, und in ihrer Mitte haben sie ein hartes schwarzes Samenkorn. Ich greife nach der Beere, die am weitesten unten hängt. Dann pflücke ich sie sanft vom Ast und schließe die Hand darum.

Für Sterbliche sind sie giftig, aber für uns tragen sie eine ganz andere Bedeutung: ein Fingerzeig auf ein Leben, das bald zu Ende geht, ein Vorgeschmack auf das, was kommt.

»Ich könnte diesmal wirklich etwas anderes gebrauchen«, flüstere ich.
»Etwas Gutes.«

Ich lege mir die Beere auf die Zunge und zucke zusammen, als sich das Aroma entfaltet. Eine ekelhafte Süße mit einem scharfen Biss, der mir in der Kehle hängen bleibt. Fast genauso erschütternd ist die Vision, die mein Bewusstsein messerscharf durchschneidet.

Da ist ein Mann. Jung, mit Lachfalten um die Augen. Sein Haar ist so dunkel, dass es aussieht wie verschüttete Tinte. Nasser Asphalt. Gesprungenes Glas. Musik aus weiter Ferne. Ein flackerndes Neonschild, orange im weichen Licht.

GEÖFFNET

Blut an meinen Händen. Kupfer auf meiner Zunge.

Ich reiße die Augen auf. Der Baum stöhnt. Ich atme aus und lasse meine Magie sich entfalten.

Ich vernehme einen Hauch von Dunkelheit, ein Ziehen in meinem Rücken. Dann bin ich fort.

Kapitel 2

Darcy

Die Bar befindet sich in der Mitte einer krummen Straße mit Kopfsteinpflaster. Das Schieferdach ist schräg geneigt, die Holzvertäfelung an einigen Stellen verblasst, an anderen leuchtend bunt. Purpurrote Blitze bluten durch Marineblau, als sei es mehrfach übermalt worden im Laufe eines offensichtlich sehr langen Lebens. Vielleicht länger als meins. Immergrün kriecht in die Ecken und reckt sich nach einem Holzschild, auf dem nichts als das Wort BAR zu lesen ist. Soweit ich sehen kann, gibt es keinen anderen Namen.

Im Fenster flackert ein Neonlicht, zuerst blitzt es orange auf, dann rot.

GEÖFFNET

Meine Magie zieht mich in diese Richtung, und ich folge ihr pflichtschuldig, während ich alle Details um mich herum registriere. Ich vergleiche sie mit denen aus meiner Vision und suche nach Abweichungen. Da ist kein Herbststurm, kein verführerisches Lied, das von irgendwoher über die Straße herüberweht. Das Pflaster ist trocken, auf der Straße ist alles still.

Die Stelle, an der die Bar steht, ist die richtige, abgesehen davon gibt es aber keine Übereinstimmungen. Es ist nicht an der Zeit, die mir zugewiesene Seele zu ernten. Noch nicht.

Manchmal werde ich direkt in den Augenblick hineingeworfen, in dem mein Schutzbefohlener stirbt, dann wieder muss ich ihm nachjagen. Einmal habe ich zwei Wochen in einem kleinen Bergdorf verbracht und auf den Tod eines Schäfers gewartet. Ein anderes Mal war

es ein halbes Jahr in Brooklyn Heights, wo ich dem Besitzer einer Bodega gefolgt bin wie ein Schatten.

Ich warte lieber. Wenn ich in den vorletzten Augenblick hineingeworfen werde, fühlt es sich so an, als versetzte mir die seelische Qual eines anderen Menschen einen heftigen Schlag auf den Hinterkopf. In solchen Fällen taumele ich unter der Wucht des Schlages. Aber wenn ich warten muss, kann ich so tun, als sei ich aus einem anderen Grund dort. Ich kann mir fast einreden, gute Absichten zu haben.

Ich lasse meine Schultern kreisen und gehe auf die Bar zu, während ich meine Jacke fester um meinen Körper ziehe. Meinen Mantel habe ich gegen eine lange schwarze Wolljacke eingetauscht und meine Sense wie durch Magie in der Tasche verstaut, die ich quer über der Brust trage. Mein kastanienfarbenes Haar ist zu einem praktischen Zopf auf meinem Rücken geflochten; an meinen Händen und Handgelenken trage ich keinen Schmuck. Für jeden Passanten auf der Straße bin ich eine ganz normale, unauffällige siebenundzwanzig Jahre alte Frau.

Ein Mann mit einer Fischermütze, die er tief ins Gesicht gezogen trägt, kommt aus der Bar, einen Arm im Ärmel seiner Jacke verheddert. Als ich näher trete, zuckt er zusammen; meine Gegenwart löst bei ihm den Kampf-oder-Flucht-Reflex aus. Er hält die Tür auf, vergisst seine Jacke und starrt mich an – als hätte er einen Geist gesehen.

»Rein oder raus?«, fragt er mit schwacher Stimme.

»Rein«, sage ich und strecke die Hand nach der Klinke aus.

Er zieht sich zurück, bevor unsere Arme sich streifen können, und ich schenke ihm ein kleines Lächeln. Seine Reaktion verstört mich, obwohl sie das nicht sollte. Ich kann Sterblichen keinen Vorwurf für ihren Instinkt machen. Der Tod klebt an mir wie eine zweite Haut. Ich bin die Gänsehaut in seinem Nacken. Das Flüstern in seinem Kopf, das ihn vor Gefahren warnt. Aber das Gefühl wird verblassen, und morgen wird er nicht mehr an die fremde Frau denken, der er an der Türschwelle zu seiner Lieblingsbar begegnet ist. Seine Erinnerung an mich wird sich trüben. Ich existiere ganz am Rand seines Bewusstseins. Nur so sind wir in der Lage, unsere Arbeit fortzusetzen. Die Sterblichen leben lieber in

ihrer eigenen Illusion, als sich mit der Magie auseinanderzusetzen, die unter ihnen ist.

Ich war genauso, als ich noch gelebt habe.

Ohne ein weiteres Wort geht der Mann an mir vorbei. Während er die Straße entlangwandert, schaut er noch mehrmals über die Schulter.

Wie wäre es, frage ich mich, etwas zu sein, auf das Menschen sich zubewegen, statt sich davon zu entfernen? Es ist so lange her, dass ich etwas anderes in Menschen ausgelöst habe als Furcht.

Schwermütige Gedanken einer schwermütigen Frau. Wäre Aelia hier, würde sie mir mit dem Finger gegen die Stirn tippen und sagen, ich solle mir ein Erdbeereis an der Bar holen.

Leider sieht diese Bar nicht aus, als hätte sie Erdbeereis im Angebot.

Ich lasse die Tür hinter mir zuschwingen und mich von der Wärme und dem Lärm anlocken. Ein breiter Eichentresen erstreckt sich über die eine Seite des Raums, dicht davor stehen mit rissigem grünem Leder bezogene Hocker. Den übrigen Raum nehmen mehrere runde Holztische ein, jeweils umringt von bunt zusammengewürfelten Stühlen. In der Mitte der Tische stapeln sich zerknitterte Getränkekarten. An einem der Tische sitzt eine Gruppe Offiziersanwärter der Marine, an einem anderen ein paar Fischer. Das Deckengewölbe im hinteren Teil des Raumes verbirgt eine kleine Nische mit einem eng aneinandergeschmiegtten Paar; die Beine sind unter dem Tisch ineinander verschlungen. Es riecht nach Bier, Salzwasser und Zigarettenrauch, und aus einer in die Jahre gekommenen Jukebox weiter hinten krächzt Pearl Jam.

Die Bar gefällt mir auf Anhieb.

Vielleicht hat der Baum mich ja doch erhört. Vielleicht bin ich diesmal an einen Ort geworfen worden, der es gut mit mir meint. Vielleicht kann ich sogar einen kleinen Urlaub daraus machen, bevor ich mich darum kümmern muss, die mir zugewiesene Seele mitzunehmen.

Am Tresen ist noch ein Hocker frei, eingekellt zwischen einem breiten Fenster und einem Mann mit bis zu den Ellbogen aufgekrepelten Ärmeln. Blondes Haar, nicht schwarz. Mitte fünfzig. Keine Lachfalten. Ich gehe meine mentale Checkliste durch, während ich mich neben ihn

auf den Hocker gleiten lasse. Er bedenkt mich mit einem flüchtigen Blick und knurrt einen Gruß, bevor er seine Aufmerksamkeit wieder dem Baseballspiel zuwendet, das in dem leicht schief hängenden Fernseher über dem Tresen läuft. Ich lasse meine Umhängetasche zu meinen Füßen auf den Boden fallen, lege mir meine Jacke quer über den Schoß und greife nach der Karte.

Sofort wird sie mir aus der Hand gerissen.

»Die brauchst du nicht.«

Auf der anderen Seite des Tresens beobachtet mich ein Mann mit einem schwachen Lächeln auf dem Gesicht. Er ist ... groß. Trotz des Tresens zwischen uns kann ich erkennen, dass er locker über einsachtzig ist. Starke Arme und eine breite Brust. Dunkles Haar, gelockt und wirr, als sei er gerade aus dem Bett gefallen oder hätte die letzten fünfzehn Minuten damit verbracht, es sich zu raufen. Er wirft die Karte hinter sich auf den Tresen. Dann lehnt er sich gegen die Kante und beugt sich ziemlich weit zu mir herüber. Die Muskeln seiner Arme spielen unter den aufgekrepelten Ärmeln seines schlichten weißen T-Shirts, und meine Augen wissen nicht, wohin mit ihrem Blick. Er ist atemberaubend auf eine Weise, wie Sterbliche das selten sind. Die Augen, das Haar, das *Gesicht*.

Und seine nackten Arme, die mit Hunderten kleiner, scheinbar willkürlicher Tattoos bedeckt sind. Eine sich schlängelnde Ranke am Handgelenk, eine hellere Ranke mit einem Büschel Wildblumen auf der Innenseite seines Ellbogens. Ein Schmetterling auf seinem Bizeps, direkt darunter ein leeres Einmachglas. Weitere Tattoos verschwinden unter seinem Ärmel, und ich blinze und versuche, ihre Umrisse unter dem dünnen Stoff seines T-Shirts auszumachen.

Er schnalzt mit der Zunge. »Hier oben spielt die Musik.«

Meine Aufmerksamkeit fliegt zu seinem Gesicht, und sein Lächeln wird breiter.

»Ich bekomme noch einen Komplex«, fährt er fort, »wenn du mich weiter so anstarrst.«

»Tut mir leid.« Eine glatte Lüge, und genau das ist das Problem. »Ich habe mir nur deine ... Schnörkel angesehen.«

»Schnörkel«, wiederholt er amüsiert. »Die meisten Leute nennen sie Tattoos.«

»Klar.«

Er streckt die Arme aus und dreht sie unter dem Licht hin und her. »Gefallen sie dir nicht?«

»Sie sind ... interessant. Mir gefällt der – ah – Hotdog? Auf deinem Handgelenk.«

Seine Brauen zucken in die Höhe. »Das ist eine *Hummel*!«

Ich schaue noch einmal hin und blinzele. »Oh.«

»Hast du überhaupt schon einmal einen Hotdog gesehen?« Er nimmt einen Bierdeckel von weiter unten am Tresen und wirft ihn vor mich hin. Ich erhasche einen Blick auf ein langes, gefährlich aussehendes Schwert, das von seinem Ellbogen bis zum Handgelenk reicht. *Das da*, denke ich, *ist kein Schnörkel*. »Oder, noch besser: Hast du schon mal eine Hummel gesehen?«

»Vielleicht solltest du dir ein neues Tattoo-Studio suchen.«

Wieder lacht er. »Ja, das sollte ich vielleicht.« Dann trommelt er mit den Händen auf den Tresen. »Also gut, bevor du hier noch mehr Ärger machst: Wonach suchst du heute Abend?«

»Ich weiß nicht«, entgegne ich, ohne eine Miene zu verziehen. Seine Bemerkung begeistert mich, was ich verzweifelt zu verbergen suche. So viel hat kein Sterblicher mehr mit mir geredet, seit ... Jahrzehnten. »Jemand hat mir meine Karte weggenommen.«

»Ich habe dich nicht gefragt, was du *willst*, ich habe dich gefragt, wonach du *suchst*.«

»Gibt es da einen Unterschied?«

»Ja, ich meine, du könntest sagen, dass du einen Martini willst, und ich würde dir antworten, dass das Quatsch ist.« Er legt den Kopf schräg und richtet den Blick seiner scharfen Augen auf mich. »Warum bist du heute Abend hergekommen?«

»Weil ich einen Martini wollte.«

Wieder bricht ein tiefes Lachen aus ihm heraus, und seine Augenwinkel zucken. »Okay. Wusst' ich's doch, dass du Ärger machst.« Er stützt sich auf die Ellbogen. »Versuch's noch mal.«

»Ein Bier?«

Er schüttelt langsam den Kopf. »Nein.«

»Eine Handvoll schaler Erdnüsse.«

»Gut. Davon haben wir jede Menge.«

Ich lache und komme zu dem Schluss, dass Ehrlichkeit vielleicht nicht das Schlechteste wäre. Nicht bei diesem seltsamen Mann, der näher heranrückt, statt das Weite zu suchen. »Okay«, sage ich. »Ich bin heute Abend hergekommen, weil ich mal etwas Neues ausprobieren wollte.«

Er stößt einen leisen Pfiff aus und beugt sich noch etwas weiter vor. Seine Unterarme landen links und rechts von meinen Ellbogen. Nackte Haut auf schwarzer Wolle – schon bei der kleinsten Bewegung wäre ich dicht an ihn geschmiegt.

»Na bitte«, brummt er erfreut. Mir wird *flau* im Magen. »Ich denke, das kriegen wir hin.«

»Also, bekomme ich meinen Martini?«

»Wie gesagt, das ist nicht das, was du willst.«

»Woher weißt du das?«

»Berufsgeheimnis.«

»Ich bin mir gar nicht sicher, ob du wirklich hier arbeitest.«

Er tippt sich mit zwei Fingern auf die Brust. Dort steht das Wort »Bar« in fetten schwarzen Lettern. »Du kannst mir vertrauen.«

Und das Seltsame ist: Ich habe das Gefühl, dass das stimmt. »Okay«, sage ich leise.

»Okay«, antwortet er. »Jetzt verrate ich dir etwas. Alles, was heute Abend in meiner Bar sitzt, ist ein Haufen alter Männer, die den Mund nicht aufkriegen, und ein Tisch mit den Jungs von der Marine, die einen Jägermeister nach dem anderen kippen. Du willst Abwechslung, und ich auch. Ich flehe dich an, rette mich vor meinem Schicksal.«

Ich muss mir in die Wange beißen, um nicht zu lächeln. »Was schwebt dir denn vor?«

»Spiel ein Spiel mit mir.«

Ich ziehe eine Braue hoch. »Ein Spiel?«

Er nickt. »Wenn ich den richtigen Drink für dich errate, leistest du mir für den Rest meiner Schicht Gesellschaft.«

»Und wenn du auf den falschen tippst?«

»Das werde ich nicht.«

»Aber wenn du es tust, was kriege ich dann?«

»Dann kriegst du einen beschissenen Drink.«

Mir entfährt ein lautes, bellendes Lachen, und ich schlage mir gleich die Hand auf den Mund.

Er strahlt mich an, entzückt. »Ist das ein Ja?«

Ich lasse die Hand sinken und meinem Lächeln seinen Lauf; ich fühle mich herrlich leicht und überschäumend. Vielleicht brauche ich keinen Drink, keinen Urlaub und auch keinen Pulli mit einem funkeln-
den Einhorn darauf. Vielleicht muss ich in einer schummrig beleuch-
teten Bar mit einem attraktiven Fremden flirten. Vielleicht muss ich
vergessen, wer ich bin und was meine Aufgabe hier ist.

Lebe ein wenig. Hat Aelia das nicht gesagt?

»Dann machst du mir jetzt am besten einen Drink.«

Kapitel 3

Gabriel

»Du benimmst dich wie ein Idiot«, wirft eine raue Stimme ein, während ich die Gläser am anderen Ende des Tresens betrachte. Ich greife nach einem Whiskyglas, dann überlege ich es mir anders und stelle es zurück.

»Ach ja?« Dann nehme ich eine Sektschale und lege die Finger um den zarten Rand. »Wie kommst du darauf?«

»Du flatterst um dieses arme Mädchen herum wie eine Glucke.« Frank, einer der Stammgäste, sitzt in sich zusammengesunken auf seinem gewohnten Platz und pflückt Maraschinokirschen direkt aus einem Behälter, der *eigentlich* unter dem Tresen stehen sollte.

»Niemand flattert hier herum, Frank. Ich versuche nur herauszufinden, was ihr Drink ist.«

Frank lacht. »Ja, klar.«

Direkt neben ihm bahnt sich ein schlaksiger Mann seinen Weg zum Tresen. Die Gläser klirren. Auf mich hat Nate immer den Eindruck eines übereifrigen Welpen gemacht: ein Ausbund an Energie mit langen, unkoordinierten Gliedmaßen. Nett, aber jung und ein bisschen dumm. Die meiste Zeit verbringe ich eigentlich damit, dafür zu sorgen, dass er am Leben bleibt.

»Scheiße, Frank. Ich glaube, da würde ich auch herumflattern.« Er stemmt sich hoch und presst den Oberkörper gegen den Tresen, um einen besseren Blick auf die Frau zu erhalten, die ich auf der anderen Seite der Bar zurückgelassen habe. Seine Hand landet beinahe im Eisbehälter, aber ich schließe in letzter Sekunde den Deckel. »Schau dir die Ti...«

Ich packe die untere Hälfte seines Gesichts und presse seine Wangen zusammen, bis er aufhört zu reden. »Denk gut darüber nach, wie du diesen Satz beenden willst, Kumpel.«

Um seine Augen herum bilden sich kleine Fältchen, und ich lasse ihn los.

»Ich wollte ›tierisch coole Jacke‹ sagen.« Er bewegt seine Kiefer hin und her. »Ich liebe diese Strenge-Lehrerinnen-Vibes. Als wollte sie mich mit ihrem Lineal verhauen.«

Ich verdrehe die Augen und greife nach dem Behälter mit den Kirschen, den Frank sich an die Brust presst.

»Bestell einen Drink, wenn du eine Kirsche willst«, sage ich ihm. Dann stelle ich ihn wieder unter den Tresen.

»Ja, Frank.« Nate grinst. »Bestell dir einen süßen kleinen Shirley Temple.«

Frank lehnt sich auf seinem Stuhl zurück. Aus der Innentasche seiner Jacke fördert er ein zerknittertes Kreuzworträtsel zutage und brummelt dabei vor sich hin. »Ich musste noch nie einen Drink wegen einer Kirsche bestellen«, jammert er.

»Ich muss dafür sorgen, dass ich mein Dach über dem Kopf behalte, Frank.«

Frank ist jeden Dienstag, Freitag und Samstagnachmittag hier – immer auf demselben Stuhl – und isst dreiundsechzig Kirschen aus demselben Behälter. Der Mann hat nie etwas Härteres konsumiert als Zitronensprudel, und doch lässt er sich seine Abende in der Bar nicht nehmen. Ich glaube, er genießt die Gesellschaft. Soweit ich weiß, ist er stets allein hier. Ich habe ihn nie mit jemand anderem gesehen.

Die Stelle zwischen meinen Schulterblättern juckt. Ich lasse den Hals kreisen, um das Gefühl zu vertreiben.

»Was machst du für sie?«, fragt Nate.

»Weiß ich noch nicht.«

»Was? Du weißt doch sonst immer, was du machen sollst.« Nate stiehlt eine von Franks Kirschen, ein Stängel lugt ihm aus dem Mundwinkel. »Es ist deine ganz besondere Gabe.«

»Ja, hm. Ich will einen guten Eindruck hinterlassen.«

Frank schaut mich stirnrunzelnd über den Rand seines Kreuzworträtsels an; seine dichten Brauen liegen tief über kobaltblauen Augen. »Warum?«

Ich halte inne. »Ich ... Ich glaub ... keine Ahnung.«

Für gewöhnlich schenke ich den Frauen, die sich auffallend auf dem Tresen drapieren, um meine Aufmerksamkeit zu erregen, nicht allzu viel Beachtung. Aber genau das ist es. Sie hat nichts getan, außer durch die Tür zu schlüpfen, sich mit ihren langen, anmutigen Beinen auf einen Hocker sinken zu lassen und dazusitzen. Und tragisch und traurig aus-zusehen.

Das ist *mein* Kryptonit.

»Du willst einen guten Eindruck machen, weil sie heiß ist«, sagt Nate viel zu laut und versucht erneut, sich über den Tresen zu hieven. Mit der flachen Hand auf seiner Stirn drücke ich ihn zurück. »Das kapiert doch jedes Kind.«

»Hör auf, sie anzusehen.«

Er kichert. »Keine Sorge. Sie ist nicht mein Typ. Zu leicht zu haben.« Er schiebt sein Glas über den Tresen. »Schenk mir nach, während du sie anschmachtest.«

»Ich schmachte niemanden an«, knurre ich und vermeide es helden-haft, über meine Schulter zu schauen.

Ich schmachte definitiv. Momentan bin ich einfach ein verdammt verträumter Idiot, dessen Aufmerksamkeit alle zehn Sekunden zum an-deren Ende des Tresens springt.

Nicht, dass sie es bemerkt hätte. Sie ist zu beschäftigt damit, stirn-runzelnd aus dem Fenster zu schauen, während sie mit dem Ende ihres langen Zopfes spielt, der ihr über den Rücken hängt. Ihr Haar ist so dunkel, dass es beinahe purpurn wirkt, und es verschmilzt mit dem Pullover, den sie trägt.

Sie wendet ihren Blick vom Fenster, der sofort meinen findet. Wie ein Schloss, das zuspringt. Ein wohliges Kribbeln läuft meine Wirbel-säule hinunter. Von ihren mit dem Zopf spielenden Fingern wechselt meine Aufmerksamkeit zu der sanften Wölbung einer Schulter, die aus dem Rand ihres Pullis hervorlugt. Sie ist total zugeknöpft. Und mit dunkler Wolle bedeckt.

Fuck. Ich weiß nicht, warum mich das so anmacht.

Ich starre sie immer noch an wie ein Idiot, in jeder Hand ein Glas.

Ihren Mundwinkel umspielt ein wissendes Lächeln, und ich kann die Frage auf ihrem Gesicht lesen, als hätte sie sie durch die ganze Bar gerufen.

Wieso brauchst du so lange?

Sofort greife ich mir die Cognacflasche.

Frank schnaubt. »Jepp. Du bist verloren.«

Nate grinst in sein Bier hinein.

Ich stelle den Cognac zurück ins Regal, dass die Flasche nur so schepert, und greife nach dem Cointreau. »Hattet ihr beide nicht etwas vor?«

»Im Moment nicht«, tönt es wie aus einer Kehle, dann brechen beide in hysterisches Lachen aus. Frank bekommt nie wieder kostenlos Kirschen. Für ihn gilt ein offizielles Kirschverbot. Und Nate ...

»Hey, was machst du mit meinem Bier? Das hast du gerade erst eingeschenkt!«

Ich kippe sein Bier in den Ausguss, dann greife ich in den Kühlschrank und hole stattdessen eine der Flaschen heraus und schiebe sie ihm hin. »Ich stufe dich auf ein Miller Light zurück.«

»Was? Warum?«

»Weil du mich geärgert hast und das IPA nicht mehr verdienst.« Ich schnippe ihm gegen die Stirn. »Geh bitte zurück in deine Ecke, bevor ich dir ein weiteres Downgrade verpasse und du mit einem von Franks Shirley Temples vorliebnehmen musst.«

»Ich will nicht ...«

»Shirley. Temple.«

Mit einem hörbaren Klappgeräusch schließt er den Mund und schnappt sich sein Bier. Er wirft mir noch einen finsternen Blick über die Schulter zu und verschwindet.

»Meine Shirley Temples sind kein Downgrade«, bemerkt Frank, der viel zu munter wirkt. Sein Kreuzworträtsel hat wieder den Weg in seine Jackentasche gefunden; jetzt stützt er das Kinn auf eine Hand. »Du machst wunderbare Drinks, junger Mann.«

»Junger Mann«, murmele ich leise. »Ich fühle mich nicht wie ein junger Mann.«

Ich spüre jeden Tag meiner erbärmlichen Existenz, die wie Beton auf meine Schultern drückt. Von Natur aus bin ich eher der positive Typ, aber irgendwie fällt es mir in letzter Zeit schwer, die Energie dafür aufzubringen.

Vielleicht sollte ich über einen neuen Job nachdenken. Einen, bei dem ich nicht so viele ... Leute um mich habe. Bei dem mir nicht so viele Verpflichtungen im Nacken sitzen. Bei dem ein einziger Fehler nicht alles zunichtemacht.

Bei dem ich mich *ausruhen* kann.

Frank kippt seinen Stuhl zur Seite und schaut um mich herum zum anderen Ende des Tresens. »Wie heißt sie?«

Ich schneide eine frische Zitrone auf und trenne dabei fast ein Stück von meinem Daumen ab. »Keine Ahnung.«

Frank ist entzückt. »Das ist nicht so dein Ding, hm?«

»Danke, ich komm schon klar.« Ich schraube meinen Cocktailshaker zusammen und schüttle ihn ordentlich. Das Eis rasselt gegen das Metall. »Ich mache ihr nur einen Drink. Du kannst dir deine Kommentare sparen.«

Er pflückt sich die nächste Kirsche aus dem Glas und wirft sie sich in den Mund, während er mich gleichzeitig mit schmalen Augen mustert. Ich schüttle das Glas weiter und halte seinem Blick stand. Mir sind schon deutlich angsteinflößendere Dinge begegnet als ein achtundsiebzigjähriger Mann mit schütterem grauem Haar und einem gut gebügelten, bis zum Halsansatz zugeknöpften Flanellhemd.

»Langsam gehst du mir auf die Nerven, Frank.«

Er schnaubt. »Endlich. Ich dachte schon, dich kann man gar nicht dazu kriegen, dein Gefieder zu spreizen.«

Ich lache. Wenn er nur wüsste.

»So schön es auch war ...« Ich greife nach dem Glas und schenke den eisigen Drink ein. *Perfekt*. »Lass dir deine Kirschen schmecken.«

Ich warte nicht auf irgendeinen klugen Spruch, den der alte Mann mir mit auf den Weg geben möchte, sondern eile zurück auf die andere Seite der Bar, zu meinem mysteriösen Mädchen, und stelle das Glas vor sie hin. Sie schaut hinunter und verzieht den Mund.

»Das ist kein Martini.«

Ich verkneife mir mühsam ein Lachen. Sie sieht aus, als hätte ich ihr gerade eine Granate auf einem zierlichen Dessertteller serviert. »Nein, kein Martini.«

Ihr Blick fliegt zu meinen Augen. Ihre sind dunkelbraun und von einem schweren Wimpernkranz umschattet. Da lauert etwas, direkt unter der gelangweilten Miene, die beizubehalten sie sich so verdammt große Mühe gibt – aber sie versteckt es schnell.

Sie lässt die Fingerspitzen um den Rand des Glases kreisen. »Ich weiß gern vorher, was ich trinke.«

»Das ist ein Sidecar.«

Es zuckt unglaublich süß zwischen ihren Brauen. »Das klingt, als sollte ich das kennen.«

»Cognac«, erkläre ich heiter. »Mit etwas Orangenlikör und einer kleinen Zitrone. Ah. Warte mal einen Moment.« Ich greife hinter den Tresen, hole eine gezuckerte Orangenschale hervor und stecke sie auf den Rand ihres Glases. »Bitte schön.«

Sie blinzelt. »Ist man die?«

»Wenn du willst.«

Je länger sie auf das Glas vor sich starrt, umso mehr gerät meine Zuversicht ins Wanken.

»Koste es wenigstens, bevor du dich zur Siegerin erklärst.«

Sie greift unbeholfen nach dem Glas und führt es an den Mund. Ihre Unterlippe streift den Rand, während ihre großen, unergründlichen Augen sich flatternd nach oben auf meine richten. Meine Hände spannen sich auf dem Tresen an. Es ist nicht besonders verführerisch und gewiss keine Absicht, aber ich bin vollkommen gefesselt von dem weichen Druck ihrer Lippen.

Ich habe keine Ahnung, was diese Frau an sich hat, das heiße Schauer der Erregung über meinen Rücken jagt, aber es *gefällt* mir. Ich mag, wie sie es schafft, dass sich entlang meiner Schwachstellen Risse bilden.

Sie stellt das Glas weg. »Es ist süß, aber auch ...«

»Aber auch ...? Ja, ich weiß, was du meinst.« Ich schnappe mir einen Lappen, nur um meinen Händen etwas zu tun zu geben. Die empfind-

liche Stelle zwischen meinen Schulterblättern juckt wieder, was sich zu einem intensiven Pochen auswächst, das so lange nicht abklingen wird, bis ich später oben in meinem Wohnzimmer bin, flach auf dem Rücken am Boden liege, die Arme weit ausgestreckt, während ich mein Bestes gebe, meine zahlreichen Verpflichtungen zu vergessen.

Sie nimmt noch einen langsamen Schluck. Ich beobachte sie wie der Trottel, der ich bin.

»Schmeckt er dir?«, frage ich.

Sie nickt. »Du hattest recht.«

Ich grinse. »Sag das gern noch einmal.«

Sie lacht. »Du hattest recht. Das ist genau der Drink, den ich wollte.« Sie nimmt einen weiteren Schluck aus dem Glas. »Ich schätze, ich werde dir heute Abend Gesellschaft leisten.«

Ich will sie sofort bitten, auch *das* noch einmal zu sagen. Aber ich halte mich zurück. Stattdessen lehne ich mich an den Tresen. »Wenn du mir Gesellschaft leistest, dann sollte ich wohl deinen Namen kennen.«

»Wahrscheinlich hast du recht«, stimmt sie mir zu. Sie schmunzelt nur leicht, klingt aber erfreut. »Ich heiße Darcy.«

»Schön, dich kennenzulernen.« Ich strecke die Hand aus. »Ich bin Gabriel.«

Sie zögert, dann gleiten kalte, schlanke Finger über meine.

»Gabriel«, wiederholt sie. »Freut mich auch, dich kennenzulernen.«

Ich mixe ihr einen weiteren Sidecar und werde dann gleich in der Hektik nach dem Abendessen in eine Reihe von Zwischenfällen verwickelt. Freitagabende sind immer gnadenlos, weil sich die Kadetten von der benachbarten Naval Academy, die Touristen und die Jungesellinnen, die ihre Partys hier feiern, über den Weg laufen. Umringt von Menschen bin ich eigentlich in Bestform, aber das hier ist das blanke Chaos. Ich werde in siebzehn verschiedene Richtungen gezerrt, obwohl mich im Grunde nur eine einzige interessiert.

Auf dem ohnehin begrenzten Platz am Tresen drängen sich zahlreiche Leiber zusammen, während einzelne Gäste versuchen, mich heranzuwinken, um Drinks zu bestellen. Frank ist schon lange verschwunden,

seinen Platz hat jetzt eine beschwipste Mitzwanzigerin eingenommen, die nuschelnd mehrere Schnäpse bestellt.

»Ich habe gesagt«, brüllt sie aus Leibeskräften, und ihre Geburtstags-Schärpe hat sich an ihrem Ellbogen verheddert, »dass ich vier Blowjobbs will!«

Der Kadett zieht die Brauen hoch, dreht sich zu ihr um und grinst. »Ich kann dir dabei helfen, Süße.«

»Wenig wahrscheinlich.« Ich greife nach seinem Ellbogen und lenke ihn in eine Ecke. »Bleib für eine Sekunde da stehen, Kumpel.«

Seine Augen weiten sich leicht, aber er befolgt den Befehl anstandslos und sieht mich nur ein paar Mal über die Schulter hinweg an. Ich drehe den Kopf zur Seite und versuche, den verdammten, hartnäckigen Schmerz in der Mitte meines Rückens zu lindern. Dann sehe ich das Geburtstagskind an.

»Wie wär's stattdessen mit vier Gläsern Wasser?«

Sie zieht einen Schmollmund. »Aber heute ist mein Geburtstag.«

Wir verhandeln, bis sie vier alkoholfreie Cocktails mit Schlagsahne entgegennimmt. Glücklicherweise kehrt sie zu ihren Freundinnen in der Ecke zurück, und ihre Schärpe bauscht sich hinter ihr wie eine weiße Fahne der Kapitulation.

Meine Aufmerksamkeit fliegt wieder zur gegenüberliegenden Seite der Bar. Dort steht ein leeres Glas mit einer Orangenschale am Rand vor einem leeren Platz.

Ich runzle die Stirn.

Wann ist sie hinausgeschlüpft? Als ich das letzte Mal zu ihr geschaut habe, hat sie gerade gedankenverloren den Pulk der um Plätze wett-eifernden Gäste betrachtet und mit einem dünnen goldenen Kettchen an ihrem Hals gespielt. Ich spüre, wie sich Enttäuschung breitmacht – sie sollte mir für den Rest meiner Schicht Gesellschaft leisten. Das war unser Deal.

Ich schaue auf die Uhr und zucke zusammen: Seit fast einer halben Stunde bin ich nicht mehr auf dieser Seite des Tresens gewesen.

Ich mache ihr keinen Vorwurf, dass sie gegangen ist, bin aber auch nicht begeistert.

»Jessy!«, brülle ich die Barkeeperin am anderen Ende der Bar an. Zum Zeichen, dass sie mich gehört hat, hebt sie das Kinn. »Ich gehe mal kurz nach draußen.«

Sie nickt und scheucht mich mit einer Handbewegung weg, dann wendet sie sich wieder dem Trupp Marinesoldaten zu, die sie gerade bezirzt, um ihnen ein höheres Trinkgeld zu entlocken. Ich schnaube und gehe durch den hinteren Flur. Ich komme an dem nervigen Typ vorbei, der immer noch in der Ecke steht wie ein stubenreiner Hund. Ich klopfe ihm im Vorbeigehen auf die Schulter, und er zuckt zusammen.

»Du kannst jetzt wieder zu deinen Kumpels zurück«, sage ich ihm.

Sofort entspannt er sich spürbar – als hätte jemand die Marionettenfäden durchtrennt, die ihn aufrechtgehalten haben. Seine Stirn prallt gegen die Wand, bevor er sich wieder fängt und mir einen fassungslosen Blick zuwirft. Dann huscht er davon.

»Idiot«, murmele ich.

Ich wühle in meiner Tasche und trete durch die Tür, auf der Suche nach der Schachtel Zigaretten, von der ich mir immer wieder schwöre, dass sie meine letzte ist. Die beißende Kälte frühherbstlicher Luft fegt durch die Gasse, und ich ziehe schützend die Schultern hoch und lehne mich an die Backsteinmauer, möglichst weit weg von den Müllcontainern. Die Straßenlaternen gehen an, und die Sonne taucht etwas tiefer hinter die Gebäude, die sich zu beiden Seiten der Gasse aneinanderreihen. Ein bronzefarbener Schimmer überzieht die Fassaden, während durch einen Türspalt Musik und gedämpftes Gelächter aus der Bar dringt.

Mit dem Daumen schnippe ich die Zigaretenschachtel auf. Ich seufze vor Erleichterung: noch genau eine übrig.

»Die werden dich noch umbringen.«

Darcys heisere Stimme lullt mich ein – es ist, als hätte jemand mitten in meiner Brust eine Fackel entzündet. Einmal entdeckt, ist sie plötzlich überdeutlich präsent, wie sie da an der Einmündung zur Gasse steht. Die schwindende Sonne wirft ein weites Netz um sie und hüllt ihr Gesicht in Schatten. Ihr Haar wirkt jetzt nicht mehr schwarz, sondern wie

ein dunkles Kastanienbraun. Es ist immer noch zu dem ordentlichen Zopf geflochten, doch jetzt umrahmen ein paar Strähnen ihr rundes Gesicht. Sie steigt über einen herumliegenden Autoreifen und kommt auf mich zu.

Ich zünde mir meine Zigarette an und schiebe sie in den Mundwinkel, während ich Mühe habe zu entscheiden, ob ich gerade einen besonders lebhaften Traum habe oder ob Darcy genau da ist, wo ich sie haben will.

»Ich dachte, du wärst gegangen«, rufe ich.

Sie zuckt die Achseln und geht um eine der alten Kisten herum, mit denen wir gelieferte Ware hereinholen. »Noch nicht, nein.«

Jetzt, da nicht mehr der Tresen zwischen uns steht, kann ich mehr von ihr sehen. Ein adretter schwarzer Rock, passend zu dem adretten schwarzen Pulli. Lange Beine. Glatte Kurven. Darcy überwindet die vielen Hindernisse zwischen uns und bewegt sich dabei wie eine Tänzerin: elegant, selbstsicher und gnadenlos beherrscht.

Ich will, dass diese Beherrschung Risse bekommt. Ich will ihr so lange kleine Kratzer zufügen, bis die Frau nachgibt.

Es ist ein Impuls, den ich gar nicht von mir kenne. Ein seltenes Aufblitzen von Egoismus.

Ich nehme einen Zug von meiner Zigarette und gebe mein Bestes, die Gedanken wegzudrängen. Aber dann ist Darcy so nah, dass ich jede einzelne blasse Sommersprosse auf ihrem Nasenrücken sehen kann, und ich finde, an diesem Abend habe ich mich schon lange genug zurückgehalten.

Sie bleibt erst stehen, als sie direkt vor mir angekommen ist. Dann drückt sie die Spitze ihres glänzenden schwarzen Stiefels gegen das abgeschabte Leder meines Stiefels und sieht mich durch diesen dichten Kranz von Wimpern hindurch an.

»Ich halte mich an Abmachungen, Gabriel.«

Da ist etwas an der Art, wie sie meinen Namen sagt. Vielleicht, wie sie ihn ausspricht oder wie sie gewisse Buchstaben betont. In ihrem Mund klingt der Name altertümlich, so, wie es ihm immer bestimmt war, ausgesprochen zu werden.

»Warum bist du dann gegangen?«, murmele ich.

Sie schaut zu der Tür, die durch eine Pastetendose einen Spalt breit offen gehalten wird. Etwas von ihrer feierlichen Ruhe verrutscht. »Ich bin es nicht gewohnt, von so vielen Menschen umgeben zu sein.« Ihr Lächeln ist gepresst. »Ein paar Leute haben Bodyshots gemacht, und ich wollte da nicht hineingezogen werden.«

»Du bist nicht so der Bodyshot-Typ?« Ich nehme die Zigarette, die zwischen meinen Lippen steckt, heraus und atme den Rauch aus dem Mundwinkel aus, während ich versuche, mir diese ernsthafte Frau vorzustellen, wie sie auf dem Tresen liegt, ihren kleinen Pulli mit den Knöpfen bis zum Kinn hochgeschoben. Die langen Gliedmaßen sind locker ausgestreckt, während mein Mund eine feuchte Linie von ihrem Bauchnabel bis zu ihrer Hüfte zieht. Gleichzeitig halte ich ihre zierlichen Handgelenke über ihrem Kopf fest und ...

»Nein«, unterbricht sie meine Fantasie. »Ich bin nicht so der Bodyshot-Typ.«

Mein Tagtraum zerplatzt wie eine Seifenblase. Ich inhaliere den Zigarettenrauch, bis meine Lungen brennen. Dann atme ich aus und versuche, mich wieder zu sammeln.

»Wie schade«, sage ich und bemühe mich um einen unbeschwerten Tonfall.

Sie verdreht die Augen, dann deutet sie mit dem Kopf auf meine Marlboro. »Hast du noch mehr von denen?«

»Hast du nicht gesagt, dass sie einen umbringen?«

Sie guckt schelmisch. »Müssen wir nicht alle an irgendetwas sterben?«

Ich lache. »Tut mir leid, Süße. Das ist meine letzte.«

»Es macht mir nichts aus, zu teilen.«

Die Vorstellung wirkt stärker auf mich als das Nikotin. Mir wird schwummrig. »Na dann – mir auch nicht.«

Ich halte ihr die Zigarette hin, aber sie überrascht mich. Sie legt die Finger um mein Handgelenk und leitet meine Hand zu ihrem Mund, bis meine Handfläche die Wölbung ihres Kinns streift und ihre Unterlippe gerade eben den Rand meines Daumens berührt. Ihre Lider wer-

den schwer, und ich beobachte gebannt, wie sie einen langen Zug vom Rest meiner Zigarette nimmt. Ihre Wangen werden ein wenig hohl, und ihre Nägel bohren sich in mein Handgelenk. Und ich? Ich habe genug von welchem Spiel auch immer, das wir da spielen.

Ich ziehe die Zigarette aus ihrem Mund und presse stattdessen meine Lippen darauf, dann ziehe ich sie mit einer Hand näher heran, während ich die Zigarette mit der anderen zur Seite werfe. Ich küsse sie so, wie ich es schon den ganzen Abend tun wollte. Hart. Beißend. *Verschlingend*. Ich gestatte mir, selbstsüchtig zu sein, und diese Stimme in meinem Hinterkopf, die mich immer dazu anhält, *geduldig, nett, edel* und *brav* zu sein – diese Stimme ist so herrlich still. Von der Sekunde an, in der sie durch die Tür getreten ist, hänge ich schon an ihrem Haken und kann nicht erklären, warum. Ich habe auch keine besondere Lust dazu.

Endlich gebe ich einer Regung nach, die ich mir nur selten erlaube: Ich nehme mir etwas – einfach um des Kicks willen. Nur dieses eine Mal.

Der Kuss ist chaotisch. Teils, weil ich zu ungeduldig bin, um langsam genug vorzugehen und sie richtig zu küssen, teils, weil sie zu fordernd ist, um mir irgendwo in der Mitte entgegenzukommen. Sie weiß, was sie von mir will, und ich brenne darauf, es ihr zu geben. Ihre Nägel fahren über meinen Nacken, bevor sie die Fäuste grob in mein Haar krallt und meinen Kopf zur Seite zieht. Ich lächle über ihrem Mund, dann lege ich ihr den Arm über den Rücken und ziehe sie näher an mich heran. Sie folgt mir auf wunderbare Weise: ein herrliches, leises Stöhnen ganz tief hinten in ihrer Kehle.

»Ja«, flüstere ich dicht an ihrem Mundwinkel, »genau so.«

Ich streiche mit der Hand ihr Rückgrat hinauf, bis ich ihren Nacken gut zu fassen bekomme; dann schiebe ich sie rückwärts vor mir her, bis sie gefangen ist zwischen der Mauer und mir. Mein ganzer Körper bebt vor Erregung.

»Hör auf zu reden«, verlangt sie, und ich schmunzle in unseren nächsten Kuss hinein.

»Kapiert.«

Sie schmeckt nach Zigaretten und Orangenschale. Nach irgendetwas Dunklem. Mein Bewusstsein verschwimmt, während ich mich tiefer in sie sinken lasse und eine dunkle Wolke des Verlangens sich um meine Mitte kräuselt. Sie fühlt sich so gut an, und sie schmeckt noch besser. Mir entfährt ein raues Stöhnen. Ich greife unter ihr Knie und ziehe ihren Oberschenkel zu meiner Hüfte hoch.

»So verdammt hübsch«, murmele ich in ihren Mund und drücke mich an sie, und sie seufzt meinen Namen. Das Wispern hallt in meinem Ohr wider.

Ich höre es wie ein Echo, den Gesang einer Sirene. Alles dreht sich um mich. Vor meinen Augen ist schwarzer Rauch, auf meiner Zunge der Geschmack von brennender Asche.

Gabriel, haucht sie, und die Schatten geben den Laut wieder.

Gabriel, sagen sie. *Gabriel*.

Keuchend reiße ich mich los, mein Atem geht schwer. Ich kenne dieses Gefühl. Diesen gedämpften Druck, wie das Gleiten einer stumpfen Klinge über meinen Nacken. Das ist kein Drängen und auch nicht das Pochen der Begierde.

Es ist Magie.

Ich packe sie am Kinn und drehe ihr Gesicht ins Licht, während die Schatten in der Gasse zwischen uns hin- und herwogen. Ihr Mund ist geschwollen und gerötet von unserem Kuss, und ihre Lippen teilen sich bei jedem keuchenden Atemzug. Fast reicht es, dass ich mich erneut über sie hermache, aber ... nein. Da.

Darcy sieht mich mit großen, erschrockenen Augen an. Die Schwärze ihrer Pupillen dehnt sich aus und greift nach mir wie Rauchschwaden.

Sie schluckt hörbar, und die Schatten hören sofort auf zu tanzen. Ihre Pupillen nehmen wieder ihre normale Gestalt an.

Aber ich habe es gesehen. Und ich weiß, wie sich Todesmagie anfühlt, so sicher, wie ich meine eigene Magie kenne.

Ich trete einen Schritt zurück und fahre mir mit beiden Händen durchs Haar. Als Antwort auf die Bedrohung entfaltet sich meine eigene Magie: Eine mächtige Explosion, direkt zwischen meinen Schulterblättern, entlädt sich in einer Kaskade von Funken, die die schmale

Gasse erhellen, während die hauchzarten Fäden meiner Flügel wachsen und wachsen.

Sie stößt einen leisen Laut der Überraschung aus.

Das ist eine gute Schauspieleinlage, aber ich kenne ihresgleichen. Seit ewigen Zeiten kämpfen wir schon gegeneinander. Alles, was ich je verloren habe, ging auf das Konto von jemandem wie ihr.

»Du bist eine Schnitterin«, stoße ich zwischen meinen Zähnen hervor.

Sie lässt den Kopf gegen die Mauer prallen und schließt die Augen.

»Und du ein Schutzengel«, seufzt sie.